

# DIE FACKEL

Nr. 58

WIEN, ANFANG NOVEMBER 1900

II. JAHR

Die Regierung zeigt, daß sie sich nicht nur der Bedeutung der Industrie bewußt, sondern daß sie auch willens ist, die berechtigten Wünsche der Industriellen zu berücksichtigen«. Das hat auf dem »Österreichischen Industriellentag« Herr Pastrée gesagt, und also muß es wahr sein. Aber »leider ist die Regierung«, fuhr Herr Pastrée fort, »derzeit nicht in der Lage, diesen ihren Willen zur Tat werden zu lassen«. Die Regierung will; aber die bösen Parteien lassen sie nicht handeln. Vergebens hat Herr v. Körber am Tage der Auflösung des Reichsrates ein Kommuniqué in der 'Wiener Zeitung' abdrucken lassen, dessen Inhalt sich durch das berühmte Wort: *enrichissez—vous!* wiedergeben läßt. Immer höher schwellen die nationalen Fluten und wälzen die Tausende von Kilogrammen Papiers, auf dem die wirtschaftlichen Vorlagen des Ministeriums Koerber gedruckt sind, dem Meere der Vergessenheit zu. Und der Ministerpräsident steht händeringend am Ufer, dem auch schon Überflutung droht, und muß machtlos dem Verderben zuschauen, dessen ganze Größe er am besten kennt. »*Erst in meiner jetzigen Stellung*«, sprach Herr Koerber zu den Industriellen, »vermag ich ganz zu erkennen, wie viel Österreich in den letzten Jahren versäumt und verloren hat«. Als Herr Koerber noch Sektionschef im Handelsministerium war, da hielt er es nicht für notwendig, etwas Besonderes für die Industrie zu tun; und als er Minister des Innern wurde, ließ er eine untüchtige Verwaltungsbeamtenschaft, die jeden wirtschaftlichen Fortschritt hemmt, ruhig gewähren. Erst als Ministerpräsident hat er erkannt, daß er berufen ist, die österreichische Industrie zu fördern. Aber wie kann er es den übrigen 27 Millionen Österreichern verdenken, daß sie einstweilen noch andere politische Aufgaben für wichtiger erachten? Wenn sie nur erst alle in die jetzige Stellung des Herrn Koerber vorgerückt sein werden, dürften sie sich auch zu seinen Anschauungen bekehren. Ja, man kann wetten, daß mancher von ihnen bereits auf einer niedrigeren Sprosse der Beamtenleiter — z. B. bereits als Sektionschef im Handelsministerium — sich entschließen würde, der österreichischen Industrie zu helfen.

\*

»Sie können sagen, was Sie wollen, der Pastrée wird keinen Orden haben. Was gut ist, muß auch anerkannt werden. Und ich wiederhole daher meinen Dank an alle Anwesenden und an die Regierung«. Wenn der bittere heimliche Schmerz, der aus diesen Sätzen der Schlußrede des Herrn Pastrée auf dem Industriellentag klingt, Herrn von Koerber nicht rührt, dann ist der Ministerpräsident ein harter Mann, »Was gut ist, muß auch anerkannt werden«. Gut war's, daß Herr Hauck—Waiß, der Herausgeber der berüchtigten 'Arbeit', den Industriellentag auf Geheiß des Ministerpräsidenten arrangierte, und wenn Herr Hauck—Waiß seinem Auftraggeber vorrechnen wird, welche Verdienste er sich durch diese Leistung erworben hat, wird die Rechnung sicherlich anerkannt werden. Aber auch Herrn Pastrée, der dem Industriellentag

präsiert hat, soll man nicht vergessen. Die Verdienste des Hauck—Waiß werden auf dessen Wunsch wie gewöhnlich im Stillen bleiben; Herr Pastrée fordert, daß die seinen durch ein sichtbares Zeichen an der Mannesbrust vor aller Welt beurkundet werden. Unbillig wäre es, die Forderung nicht anzuerkennen; und billiger ist's gewiß, sie zu erfüllen, als Herrn Hauck—Waiß zu befriedigen.

\* \* \*

**I**n der Frage der bosnischen Bahnen hat die Dummheit der Wiener Presse Herrn v. Koerber einen Erfolg verschafft. Die Öffentlichkeit ließ sich einreden, daß ernsthaft darüber gestritten werden konnte, ob man die Bahnlinie Bugojno—Arzano sofort bauen solle, während es doch in Wahrheit nutzlos ist, den Bau zu beginnen, ehe nicht die Herstellung der österreichischen Linie Arzano—Spalato gesichert ist. Herr v. Koerber ließ die wichtigste österreichische Forderung — daß die Eisenbahnverbindung Banjaluka—Jajce geschaffen werde — fallen, und seine Presse ist zufrieden, da er erlangt hat, was Ungarn niemals versagen wollte.

Die 'Neue Freie Presse' hat das Wesen des Streites um die bosnischen Bahnen gar nicht begriffen. Immerhin aber ist sie wenigstens für ein Minimum österreichischer Interessen eingetreten: daß Spalato ehestens eine Eisenbahnverbindung erhalte. Darob eitel Freude in Spalato. Erstaunt fragte man sich dort, wie es möglich gewesen sei, daß die 'Neue Freie Presse' einmal eine österreichische gegen eine ungarische Forderung vertrat. Man vermutete natürlich, die 'Neue Freie Presse' müsse etwas dafür bekommen haben. Aber in Spalato hatte ihr niemand etwas gegeben. Aus welchem Grunde immer sie also für Spalato eingetreten sein mochte, die Stadt fühlte sich zu Dank verpflichtet. So telegraphierte denn der Bürgermeister *Milic* namens der Gemeindevertretung der 'Neuen Freien Presse' den »besten, aufrichtigsten Dank für ihr männliches, *uneigennütziges* Auftreten zu Gunsten Dalmatiens und Spalatos.« Und das schon ganz verdummte Blatt druckte das Telegramm ab und verstand den Schimpf nicht, der darin liegt, daß man ihm verwundert dankt, wenn es einmal gratis für ein öffentliches Interesse eingetreten ist.

\* \* \*

Die Diskussion über die politische Gesinnung des Herrn Kakuschka—Kohn aus Währing ist resultatlos geblieben. Nur die Frage, ob der Verüber eines Attentats auf Herrn Baumann unter dem Namen Kakuschka oder unter dem Namen Kohn oder gar nicht hingerichtet werden soll, erregt noch die Gemüter. Aber schon ist das politische Interesse von Währing nach Pisek abgelenkt worden, wo darüber entschieden werden soll, welcher politischen Partei Herr Leopold Hülsner eigentlich zuzurechnen ist.

Schon seine Nationalität ist strittig. Der Name Hülsner klingt deutsch; und die mährischen Juden halten bekanntlich — der Abgeordnete Berner, selbst einer von ihnen, hat es im Parlament bitter beklagt — mit äußerster Zähigkeit am Deutschtum fest. Aber die 'Neue Freie Presse' versichert, daß Hülsner ein Ausnahmsjude ist. Er soll stramm tschechisch gesinnt sein und Freunden wiederholt das Deutschsprechen verwiesen haben. Die tschechische Nation, die gerade jetzt, vor der Volkszählung, jeden Mann nötig hat, könnte also mit Erfolg Herrn Hülsner für sich reklamieren, wenn es in Österreich keine Zionisten gäbe, die einem solchen Versuch, die Zahl der Mitglieder der jü-

dischen Nation zu vermindern, sicherlich mit Entschiedenheit entgegentreten werden.

Noch schwieriger ist die politische Parteirichtung des Herrn Hülsner festzustellen. Daß er ein Liberaler ist, ist trotz seiner Konfession mit Rücksicht auf seine Armut unwahrscheinlich. Gegen seine Zugehörigkeit zur christlichsozialen Partei spricht seine Konfession, für sie allerdings sein kleinbürgerliches Aussehen und der Verdacht der Christlichsozialen, daß Herr Hülsner, ebenso wie Herr Ernst Schneider und dessen Freunde, an das Gebot des Ritualmordes glaubt. Aber in den letzten Tagen sind wichtige Argumente für die Behauptung erbracht worden, Herr Hülsner sei weder Liberaler noch Christlichsozialer, sondern ein Sozialdemokrat. Man hat Hülsner wiederholt mit eine »Sozialistenhut« gesehen. Den hatte er freilich nur entliehen, aber er selbst kann nicht leugnen, daß er Besitzer einer roten Krawatte war. Ferner spricht Herr Hülsner hebräisch; und Eingeweihte wissen längst, daß »die Führer der Sozialdemokratie« mit dem Plane umgehen, das Hebräische zur Vermittlungssprache der österreichischen Sozialdemokratie zu erklären. Überdies ist auch die Behauptung, daß Herr Hülsner ein Cousin des Dr. Victor Adler oder wenigstens der Schwager des Dr. Verkauf ist, »noch nicht widerlegt« worden.

Ich wage den Streit über Herrn Hülsners Parteirichtung, der voraussichtlich in den nächsten Wochen die Spalten des 'Deutschen Volksblattes' und der 'Arbeiter—Zeitung' füllen wird, heute noch nicht zu entscheiden. Aber meiner unmaßgeblichen Meinung nach ist er müßig. Man kann Männer von der Bedeutung Hülsners nicht in eine Parteischablone zwingen. Ich glaube, Hülsner wird die Kraft haben, parteienbildend zu wirken. Welche Aussicht: die nationalen Kämpfe schweigen, die sozialen Gegensätze verblassen, und es wird nur mehr einen großen Gegensatz geben, den zwischen den politischen Bekennern und den Gegnern des Ritualmordglaubens.

\* \* \*

**D**ie Veranstalter der *Enquete über den Getreideterminhandel* sind in einem Grundirrtum befangen: daß sie die Herren, die als »Experten« in der Enquete einvernommen werden, sämtlich als gleichgestellte Sachverständige betrachten. Aber mit gleichem Recht könnte man behaupten, in einem Diebstahlprozeß gebe es drei Gruppen von Sachverständigen: die Bestohlenen, die Stehler und die Juristen. Ich will das Verfahren in der aus Landwirten, Börsenmännern und Rechtskundigen zusammengesetzten Enquete nicht geradezu einem Strafprozeß vergleichen. Aber aufs stärkste empfinde ich, wenn ich die Protokolle der Terminhandels—Enquete lese, die Analogie mit jenen Zivilprozessen, bei denen alle Beteiligten durch die Empfindung erregt werden, daß jeden Augenblick der Antrag gestellt werden könnte, die Akten dem Strafgericht abzutreten. Wird es diesmal dazu kommen? Man beobachte, wie verlegen sich häufig die Landwirte und wie gewandt sich stets die Börsenmänner in der Diskussion zeigen. Es führt zu nichts, die Landwirte zu fragen: wie werdet ihr begaunert? Man muß an die Terminhändler die Frage richten: wie gaunert ihr?

Es ist Sache der Juristen, die Verhandlung so zu führen, daß die Wahrheit an den Tag komme. Den Beklagten, aus denen leicht Angeklagte werden können, verdenke ich es nicht, daß sie leugnen, Umstände die für sie ungünstig sind, verschweigen. Daß aber die Vertreter der Börse sich beschuldigt fühlen und auf ihr Recht, zu leugnen, pochen, wird dem Zweifler aus der folgenden Stelle des Protokolls der Enquete (Seite 371) klar werden. Der Experte

*Sand* (Landwirt) diskutiert mit dem Experten Dr. *Horowitz*, Generalsekretär—Stellvertreter der Börse für landwirtschaftliche Produkte in Wien.

Experte *Sand*: Ich möchte den Herrn Experten fragen, ob er nicht der Ansicht ist, daß der Terminhandel unter Umständen einen künstlichen, ich möchte sagen, einen forcierten Import erzeugt. Er hat von allen möglichen wohltätigen Wirkungen des Terminhandels gesprochen, aber darüber haben wir keine Äußerung gehört.

Experte Dr. *Horowitz*: *Das ist ja keine wohltätige Wirkung, und die Aufzählung der schädlichen Wirkungen überlasse ich Ihnen.*

Experte *Sand*: Im Fragebogen ist nach den Wirkungen im allgemeinen gefragt. Das brauchen nicht nur wohltätige, sondern es können auch nichtwohltätige sein. Und von Ihnen setze ich das ganz besonders voraus, daß Sie die Verhältnisse kennen.

\*

Das Ackerbauministerium hat bei der Zusammensetzung der Enquete eine glückliche Hand gehabt. Mit sicherem Griff hat es einige der verwegens-ten Terminspieler gepackt und vor das Tribunal der Enquete geschleppt. Vor allem den Börsenrat Herrn *Berthold Schwitzer*. Bei Börsengeschäften ist es oftmals schwer — und die Usancen der Börsen vermehren absichtlich diese Schwierigkeit —, das Spielgeschäft von einem reellen, effektiven Geschäfte zu unterscheiden. Nur bei einer Art von Spekulation sind die Kriterien des reinen Spieles deutlich: bei den Prämien- geschäften. Herr *Schwitzer* ist nun der Mann, der aus Erfahrung von Prämien- geschäften reden kann, wenn er nur will, wie die folgende Stelle des Protokolls (Seite. 366) beweist:

Experte *Kauders*: ... ein Prämienmarkt, wie er in Berlin einmal war, ist in Wien nicht. Einer, der sehr gerne Prämien- geschäfte macht, ist Herr *Schwitzer*. (Heiterkeit.)

Experte *Schwitzer*: In mir sehen Sie einen solchen Sünder. (Heiterkeit.) Wie ich mich hier schon zu sehr vielen sogenannten Sünden bekannt habe, *so bin ich derjenige, der die meisten Prämien- geschäfte an unserer Börse gemacht hat.*

Herr *Schwitzer* darf die Prämien- geschäfte in Getreide mit Fug als »so- genannte Sünden« bezeichnen, da sie bisher nicht strafbar waren. Aber immerhin haben auch bisher schon die Regierung und unter ihrem Drucke die Börsenkammer selbst die Bedenklichkeit dieser Geschäfte erkannt und sie tunlichst zu beschränken getrachtet. Nachträglich scheint auch Herr *Schwitzer* zur Ansicht gekommen zu sein, daß er sich voreilig als Prämien- spieler bekannt habe und besser tue, zu leugnen. Das geht aus einem Zwischenruf, den er während der Rede des Professors *Karl Adler* machte, hervor. Auf Seite 531 des Protokolls heißt es:

Prof. *Adler*: ... An unserer Börse sollen, wie ich höre, nun die *Prämien- geschäfte* durch die schon vorhandenen Einschränkungen des Termingeschäftes glücklich beseitigt sein. (Experte *Schwitzer*: *Sie waren leider nie üblich!* — Heiterkeit.) Die Behauptung des Herrn Zwischenrufers geht also dahin, daß es an unseren Börsen ein Prämien- geschäft nicht gibt; ich sage aber, daß es an unseren Börsen ein Prämien- geschäft gibt und daß *infolge der Usancen jedes einzelne Termingeschäft ein Prämien- geschäft ist ...*

\*

Über das Börsenschiedsgericht sind in der Enquete heftige Debatten geführt worden. Die Börsenmänner erklären, daß die meisten Vorwürfe, die gegen die Schiedsgerichte erhoben werden, deren gegenwärtige Organisation nicht mehr treffen. Das ist richtig; als die neuen Zivilprozeßgesetze vom Par-

lament beschlossen waren, wurde das Verfahren bei den Börsenschiedsgerichten reorganisiert, und einige der ärgsten Unzukömmlichkeiten wurden behoben. Aber manches Mitglied der Enquete, z. B. Herr Professor v. Philippovich, könnte die Börsenleute daran erinnern, wie energisch sie seinerzeit in der Debatte über die Schiedsgerichte, die in der 'Gesellschaft österreichischer Volkswirte' geführt wurde, die heute durchgeführten Reformvorschläge der damaligen Dozenten Dr. Karl Adler Dr. Eugen Ehrlich und Dr. Rudolf Pollak bekämpft haben. Haben die Herren an der Börse seither freiwillig etwas getan, um das Ansehen ihres Schiedsgerichtes zu erhöhen? Wenn sie diese Absicht hegten, haben sie sich offenbar nicht der richtigen Mittel zu ihrer Durchführung bedient. Meines Erachtens müssen Gerichte ebenso viele persönliche wie sachliche Garantien bieten. Und mich dünkt, es ist die schärfste Kritik des Schiedsgerichtes der Wiener Produktenbörse, wenn man feststellt, daß als sein Vizepräsident Herr Weiß v. Wellenstein fungiert, der auf und hinter dem Rücken seines Firmenchefs spekuliert und sich verspekuliert hat.

\* \* \*

Der bekannte Wind weht ein Blatt Papier auf meinen Schreibtisch. Ich sehe es an und finde darauf das Konzept einer Rede, die der Finanzminister nächstens den Börsenräten halten wird, als Antwort auf ihr Memorandum über die Lage der Wiener Effektenbörse. Also wird Herr v. Boehm sprechen:

Meine Herren! Nehmen Sie es, bitte, für bloße Höflichkeit, wenn ich Sie »meine Herren« nenne. Noch sieht der Finanzminister in den Börsenräten nicht seine Gebieter, wenn er auch oft ihrer Überlegenheit sich beugen muß. Also: meine Herren! ... Lassen Sie mich offen mit Ihnen sprechen und seien Sie gewiß, daß ich dabei jenen Ton wahren werde, der »dem Verkehre autonomer Behörden angemessen« ist. Fürchten Sie nicht, von mir jene derben »Anwürfe von Diebstahl und Betrug« zu hören, in denen man sich der Börse gegenüber zu gefallen pflegt. An der Häufigkeit solcher Angriffe, meinen Sie, sind unsere traurigen politischen Verhältnisse schuld. Diese zu beklagen, ist wohl dem unpolitischen Minister nicht erlaubt; darf er die Anregung dazu geben, daß die Börse im autonomen Wirkungskreise den Vorwürfen wegen Diebstahls und Betrugs steuern möge, indem sie die Anlässe zu jenen Beschuldigungen tunlichst beseitigt? Glauben Sie mir, die Börsenkammer kann mehr gegen den Antisemitismus tun als der Finanzminister. Aber Ihr Blick weitete sich zu Betrachtungen über die allgemeine Reichspolitik. Fürchten Sie denn nicht, daß das neue Abgeordnetenhaus, wenn es arbeitet auch eine Börsengesetzgebung schaffen könnte? ...

Sie beklagen die Abnahme der Zahl der Börsenbesucher. Ich kann vom wirtschaftlichen Standpunkt aus hierin nur das Fortschreiten eines Reinigungsprozesses erblicken. Unter dem Fernbleiben bankrotter türkischer Großhändler von der Wiener Börse hat freilich deren orientalischer Charakter ein wenig gelitten; aber »Großkaufleute, Drogisten und Fabrikanten« finden auch heute noch, wenn sie ihn suchen, den telefonischen Anschluß an die Börse. Den »verarmten Leuten, die meist, im vorgerückten Alter stehend, zu lange an der Börse tätig waren«, weine ich eine offizielle Träne des Mitleids. Aber versuchen Sie doch, meine Herren, ob nicht noch einzelne dieser Leute einem ehrlichen Beruf zugeführt

werden können. Daß diese verarmten Menschen immer weiter Börsengeschäfte betreiben, ist gefährlich und unmoralisch. Ein Greißler, der ohne Kapital arbeitet und zugrunde geht, wird wegen schuldbarer Krida eingesperrt. Und die Börse läßt verarmte Leute täglich Umsätze von Tausenden von Gulden machen.

Die Sätze der Umsatzsteuer finden Sie, meine Herren, »exorbitant«. Ich fürchte, Sie werden keinen schärferen Ausdruck finden, wenn Sie in Zukunft die erhöhte Steuer, die »gewissenlose Demagogen« planen, zu bezeichnen versuchen werden. Auch ich habe den gebührenden Respekt vor den Milliardenschulden unseres Staates, aber ich besorge nicht, daß die exorbitante Steuer von vier Hellern, die wir von tausend Kronen einheben, den »auswärtigen Gläubiger« etwa der Häuserspekulation in die Arme treiben könnte. Daß sie der Arbitrage und Kulisse schadet, ist möglich. Aber die »Rückvergütung des halben Steuersatzes für Kulisse und Arbitrage« werden Sie auch ohne gesetzliche Hilfe durch *Vermin- derung dieser Geschäfte auf die Hälfte* sicher erreichen.

Das Einkommen der Aktiengesellschaften scheint Ihnen durch Steuern zu stark belastet. Bedenken Sie aber, daß diese Steuern nicht nur von den ausgewiesenen, sondern auch von den in den Kassen der Gesellschaften versteckten Gewinnen erhoben werden. Was sonst noch an den Gewinnen fehlt, müßte eigentlich in den Personaleinkommensteuer—Bekanntnissen der Verwaltungs- räte und Direktoren erscheinen. Da aber hierdurch Weiterungen mit den Justizbehörden herbeigeführt werden könnten, halten sich die Steuerämter lieber an das unpersönliche Unternehmen und drücken in der Höhe der Besteuerung der Aktiengesellschaften zwei— und dreifach den Glauben an deren Solidität aus.

Noch bliebe der heikle Punkt vom Kommissionsgeschäft zu erör- tern. Aber die Frage nach dessen Rechtsschutz fällt ganz in die Sphäre des Justizministeriums. Ich habe nur an den wirtschaftli- chen Schaden zu denken, der durch die Verleitung von Unberufe- nen zum Börsenspiel gestiftet wird. Ob unsere Richter Ihre scharf- sinnige Auslegung des Börsengesetzes und der Paragraphen des bürgerlichen Gesetzbuches, die von Spiel und Wette handeln, be- herzigen werden, weiß ich nicht. Jedenfalls will ich Ihre Bitte, »daß die Gerichte sich eine genauere Kenntnis der Einrichtungen der Börse aneignen« mögen, gern beim Justizminister unterstüt- zen. Die Folgen einer reicheren Erfahrung unserer Gerichte in Börsenangelegenheiten werden sicherlich segensreich sein, wenn es auch nicht just die von Ihnen gewünschten sein sollten.

Ich habe mich nur mit den allerwichtigsten Punkten Ihres Memo- randums beschäftigt. Ich glaube trotzdem, daß ich Ihnen nichts schuldig geblieben bin. Ich bin überzeugt, meine Herren, Sie wer- den von diesen Mitteilungen, die ich unter uns vorgebracht habe, keinen weiteren Gebrauch machen ...

\* \* \*

Der Zentralkdirektor *Kestranek* hat in der Generalversammlung der Pra- ger Eisenindustrie—Gesellschaft die Publizisten, die seine und seiner Freunde Tätigkeit kritisieren, nicht bloß derb beschimpft, sondern auch durch ein tref- fendes Argument widerlegt. Aber die Zeitungsberichterstatter haben gerade

den entscheidenden Satz seiner Rede mißverstanden. Sie ließen ihn sagen, die gegnerischen Journale, »rekrutierten sich ja doch nur aus Feinden des Unternehmens.« In Wahrheit hatte Herr Kestranek erklärt — nur die 'Wiener Allgemeine Zeitung' hat den Wortlaut seiner Äußerung gemeldet —, seine Gegner seien »Feinde der Gesellschaft.« Und damit meinte er nicht etwa die Prager Eisenindustrie—Gesellschaft, sondern die menschliche. Herr Kestranek ist eben ein Gesinnungsgenosse des 'Wiener Tagblatt', das neulich (siehe Nr. 57 der 'Fackel' pag. 7 <sup>1)</sup>) erklärt hat, der Versuch, den Jobbern entgegenzutreten, sei »ein wildes Unterfangen, den gesamten Staat und die Gesellschaft aus den Angeln zu heben.«

\* \* \*

**I**n den Hallen der Börse allein ist noch Österreich. Die Börse bildet die Synthese der sämtlichen Gegensätze, denen die Kämpfe unserer Presse entstammen. Was immer auf den ersten Seiten der Blätter stehen mag, rückwärts sind der 'Economist', der 'Volkswirt', der 'Vorsichtige Kapitalist' und wie sie alle heißen mögen, in den wesentlichsten Punkten gleicher Meinung. Das Börsenspiel ist ihnen allen heiliger Ernst. Und wenn einer dabei verunglückt, darf er des *stillen* Beileids der Kollegen in der Presse sicher sein. Man hat Herrn Moriz Handl von der 'Neuen Freien Presse' liebevoll geschont, und als jüngst ein Journalist namens *Sparkess*, der Moriz Benedikt der 'Deutschen Zeitung', mit Zurücklassung von unbeglichenen Börsendifferenzen durch Selbstmord aus dem Leben schied, haben die Zeitungen, die sonst nie die Gefühle der Verwandten von Selbstmördern schonen, zartfühlend darauf verzichtet, vom Tode des Börsenjournalisten der 'Deutschen Zeitung' Notiz zu nehmen. So haben wir leider auch nicht erfahren, welches Börsenkontor die Spekulationen des Herrn Sparkess ausgeführt hat, und der Verdacht ist nicht abzuweisen, der Börsenvertreter des christlichsozialen Blattes könnte sich so weit vergessen haben, mit einem jüdischen Börseaner in Geschäftsverbindung zu treten. Aber im Grunde dürfte Herr Sparkess auch dann von manchem seiner Parteifreunde entschuldigt werden. Der Unterschied zwischen den jüdischen und den »anständigen christlichen Bankhäusern« ist gar nicht so groß, wie das 'Deutsche Volksblatt' zu glauben vorgibt, indem es mir verübelt, daß ich ihn nicht berücksichtige. Herrn Vergani, der sich ja seit langem in Transaktionen mit Wertpapieren auskennt, wird es doch nicht unbekannt sein, daß die Börsengeschäfte der beiden christlichen Firmen Schelhammer & Schattera und Pleva von einem und demselben jüdischen Agenten, einem Herrn Baum, ausgeführt werden.

\* \* \*

**A**ugust *Krawani*, bis zum Jahre 1893 Chefredakteur der 'Österreichischen Volkszeitung'; von dem Verwaltungsrat der Steyrermühl auf die Straße geworfen, weil er sich weigerte, gegen das allgemeine Wahlrecht zu schreiben; im Spital gestorben am 4. November 1900. Am 5. November fließen die Zähren aller liberalen Nekrologisten, denen nie die Zumutung gestellt werden wird, gegen ihre Überzeugung zu schreiben. Am lautesten klagen die Blätter der Aktiengesellschaft Steyrermühl, die mit der Entlassung eines anständigen Menschen — dank Herrn Plener — seinerzeit ein fast ebenso gutes Geschäft gemacht hat, wie später mit der Defraudation des Zeitungsstempels. Die 'Österreichische Volkszeitung' läßt sich in ihrem Schmerze zu der Übertreibung

verleiten, Krawani habe seine »überzeugungstreue Feder unserem Blatte geliehen« und »seine durchaus demokratische Gesinnung niemals verleugnet«. Am Grabe rühmt Herr Spiegl als Vertreter der Concordia die *Uneigennützigkeit* Krawanis ...

\* \* \*

**D**as interessanteste Moment in dem Prozesse, der jüngst gegen ein kupp-lerisches Ehepaar durchgeführt wurde, war ohne Zweifel die Schilderung, die die Angeklagte von dem polizeilichen Verhör, das »der Oberkommissar S.« mit ihr angestellt hatte, dem Gerichte gab. Sie sei mit dem Oberkommissar, S. allein gewesen, er habe ihr den Hof gemacht und einen Liebesantrag gestellt. Sie habe erwidert, sie sei verheiratet und schon 38 Jahre alt; der Oberkommissar aber habe entgegnet: »Das ist gerade recht, *darauf flieg' ich!*«, und sie sodann ersucht, ihm eine in ihrer Wohnung saisierte Photographie — die Angeklagte in einem pikanten Kostüm darstellend — zu schenken, »*damit er ein Vergnügen habe*«. Als man in einigen Blättern, die schonungsvolle Bezeichnung »Oberkommissar S.« gewahr wurde, riet man allgemein auf Herrn Stuckart, der mit den Wiener Preßleuten auf so gutem Fuße steht, daß sie nur dann seinen vollen Namen nennen, wenn er gerade der Produktion des »Ausbrecherkönigs« Shelby im Colosseum beiwohnt und sich mit Rücksicht auf die zu erwartende Reklamenotiz coram publico Handschellen anlegen läßt. Aber Oberkommissar, S. war nicht Herr Stuckart, sondern der an Zeitungsruhm noch nicht gewöhnte Herr Semek. Herr Semek, in der Verhandlung als Zeuge vernommen, gab an, daß er während der polizeilichen Haft der Kupplerin ihr Bild »gleichsam als Beweismittel« verlangte und ihr nur »schmeichelte«, um herauszubringen, »ob sie selbst einen liederlichen Lebenswandel geführt habe«. Herr Semek berief sich also auf die Amtspflicht des agent provocateur, — sowie ja auch Herr Stuckart in Wiener Salons nur Poker spielte, um die gewonnenen Eindrücke im amtlichen Kreuzverhör mit den Spielpartnerinnen zu verwerten. Herr Semek mußte zwar wissen, daß die Frau lediglich der Kuppelei überführt werden sollte und durfte; aber ihn interessierte mehr, ob sie selbst »einen liederlichen Lebenswandel« geführt habe. Oder war er ernstlich der Meinung, daß ein Bild, das eine Frauensperson in einem pikanten Kostüm zeigt, ein Beweismittel dafür sei, daß sie gewerbsmäßig Gelegenheitsmacherei treibe? Hätte die Kupplerin die Situation erfaßt, so hätte sie mit der ganzen Würde ihres Berufes dem eifernden Polizeibeamten sagen müssen: Herr Oberkommissar, das hier ist eine »unerlaubte Zusammenkunft«; aber die habe nicht ich veranstaltet! ... In Angelegenheiten der Prostitution sind agents provocateurs nur mit äußerster Vorsicht zu gebrauchen. Nach einer Version des 'Simplicissimus' hat einmal eine Regierung für einen Polizisten, der nichts weiter als eine Amtshandlung vornahm, späterhin *Alimente* zahlen müssen. Auch ein agent provocateur kann seine Kompetenz überschreiten, und wenn er nach dem vergeblichen Versuche, amtszuhandeln, ausgerufen hat: »*darauf flieg' ich*«, so — können ihn die Oberbehörden in anderem Sinne beim Wort nehmen.

\* \* \*

**D**ie Sammlungen für einen Kranz auf Heines Grab sind beendet. Jetzt verlangen die Lebenden ihr Recht. Die freisinnigen Männer Wiens haben, da sie schon einmal im Sammeln drin sind, beschlossen, für ein Hochzeitsgeschenk beizusteuern, das der Tochter »unseres allverehrten Obmannes« *Nos-*



ke, den »verbündeten Reaktionären« zum Trutz, überreicht werden soll. Die Mitglieder des »Vereines der Fortschrittsfreunde« senden einander einen Aufruf zu, in dem sie »vorläufig« (das Wort ist fett gedruckt) um Diskretion bezüglich ihrer Absichten ersuchen. In dem Aufruf wird »die Vermählungsfeier der anmutigen Haustochter« angekündigt und der Adressat um »gefällige Beisteuer eines in seinem Belieben gelegenen Betrages« gebeten. (Sammelstelle: I., Seitenstettengasse 5, also gegenüber dem Trauungsorte.) Was aber wie harmlose Teilnahme an einer Familienfeier aussieht, ist in Wahrheit eine hochwichtige politische Aktion. Der Aufruf enthält Ausdrücke, wie »Mann der Tat«, »Angriffe wider Fortschritt und Lieberalismus« (mit ie), »in den Annalen der parlamentarischen Geschichte bisher noch niemals zu verzeichnen gewesene Attaken« usw. Kurzum, es handelt sich um eine »Genugtuung« für Herrn Noske. Ihm soll »durch die von uns beabsichtigte Überreichung eines Hochzeitsangebines an *dessen* Tochter eine wohlverdiente Ehrung dargebracht werden«. Der Zweck ist löblich; aber die Mittel mußten nicht erst auf dem umständlichen Wege einer neuerlichen Kollekte herbeigeschafft werden. Freiheit, Fortschritt und — Wirtschaft, Horatio! Das Gebackene vom Leichenschmaus gibt kalte Hochzeitsschüsseln, und von den neulich auf dem Altar des Freisinns geopfertem 4000 Kronen wird außer einem Grabeskranz für Heinrich Heine noch bequem ein Hochzeitsgeschenk für Frieda Noske zu bestreiten sein.

\* \* \*

## Ministerwechsel in Frankreich

Die 'Neue Freie Presse' ist bekanntlich — und nicht erst, seit Herr Frischauer die Berichterstattung »im größten Stil« betreibt — über die Angelegenheiten der französischen Politik ganz besonders gut informiert. Am 3. November wußte sie der Welt sogar von einem neuen französischen Justizminister zu erzählen, von dem man bis dahin nichts gehört hatte. Sie besprach die Schlußfeste der Pariser Weltausstellung und berichtete über ein glanzvolles Diner, das »*der Justizminister Garde des Sceaux*« für den Generalkommissar gab ... Im Ministerium des Äußern erschrak man heftig über diesen Wandel der Dinge in Frankreich, der sich über Nacht vollzogen haben mußte, ohne daß die französische Regierung es der Mühe wert erachtet hätte, die fremden Vertretungen von dem Ereignis zu verständigen. Graf Goluchowski bat Herrn Doczi, bei der 'Neuen Freien Presse' sofort telephonisch anzufragen, seit wann der Herr Garde des Sceaux das Justizportefeuille in Frankreich inne habe. Die Redaktion antwortete, daß ihr die Details nicht bekannt seien; die Nachricht hätte sie von ihrem bewährten Frischauer erhalten; aber man dürfe sich jedenfalls der Hoffnung hingeben, daß unter Garde des Sceaux Justizmorde vermieden und die Affäre Dreyfus — — — Hier unterbrach die Telephonistin und rief dazwischen: »Zu dumm! Garde des Sceaux heißt zu deutsch Großsiegelbewahrer und ist die in Frankreich übliche Titelbezeichnung für den *Ministre de la justice*«. »Halloh, Halloh!« — sagte der Redakteur der 'Neuen Freien Presse' — »Es spricht immer jemand dazwischen! Fräulein, ich bin in Verbindung mit dem auswärtigen Amte, und die darf *nicht* gestört werden!« ...



Die Zeitung hat — zumal in Österreich — die Literatur gefressen, und alles Geistige ist von der modernen Annoncenkultur verdrängt worden. Aber wir sind noch nicht bei der Ehrlichkeit amerikanischer Zustände angelangt, die zum Kaufe anbietet, was käuflich ist, und die offene Geschäftemacherei des Journalismus nicht als Korruption empfinden läßt. Bei uns wird immerzu noch Meinung geheuchelt, und den bezahlten Ankündigungen, die sich vom Leitartikel bis zum letzten Kuppelinserrat erstrecken, ist ein Pathos beigegeben, das die Gehirne betören und den alten Orakelglauben an die per »Wir« sprechende unirdische Macht wacherhalten soll. Von diesem Orakelglauben leben bei uns ein paar tausend Erpresser sehr auskömmlich, und diese Macht wird von den Übeltätern im Staate und in der Gesellschaft sorgsam gehegt und gestärkt, da ja bekanntlich alle Leute, die irgend etwas der Öffentlichkeit nicht mitteilen möchten, sich an die Zeitung wenden ...

Neuestens beginnt unser Journalwesen der Literatur, die es unterjocht hat, einige Konzessionen zu machen. Ihr Geltungsgebiet innerhalb der Tageszeitung wird erweitert. Bisher hat bloß der Vorteil einer Regierung, einer Bank, einer Theaterdirektion seinen stilisierten Ausdruck gefunden. Warum nicht auch der Vorteil einer Champagnerfirma, eines Warenhauses, einer Brotfabrik? Und hier hat geistiges Schaffen ein weites Feld. Denn während bei der Anpreisung eines Regierungsaktes, einer Emission, eines Theaterstückes immerhin etwas wie Sachlichkeit erfordert wird, die den Leser so gleich in das besprochene Thema einführt, kann in Reklamefeuilletons für Geschäftshäuser die Phantasie des bezahlten Plauderers uneingeschränkt walten. Ja, der Effekt dieser Art von Literatur besteht gerade darin, daß der Leser erst zum Schlusse erfährt, worum es sich eigentlich handelt. Gepeinigt von dem Sonntagshumor der 'Neuen Freien Presse', flüchtet er sich auf Seite 20, um sich in die Lektüre eines »Modernen Märchens«, betitelt »Der beste Freund«, zu versenken. Erst in der dritten Spalte erfährt er, daß »Moriz Hafners Brot« das beste ist. Wasche mit Luft! Küche mit Gas! — Ja, warum sollen solche Forderungen nicht mit dem gleichen Aufwand an Unbildung, Geschmacklosigkeit und schlechtem Deutsch umgeben werden wie die Postulate: Lasse dich von Koerber regieren! Kaufe Kredit! Lache bei Buchbinder!? Oder: »Eine alltägliche Geschichte«, abermals mit einer Chiffre signiertes Feuilleton. Inhalt: Riol. Oder: »Die Wienerin«. Inhalt: Warenhaus Lessner.

Nun könnte einer einwenden, daß ja all diese literarischen Leistungen, die neuestens unsere großen Tagesblätter schmücken, an einer Stelle untergebracht sind, die schon durch die Nähe des Inseratenteiles, die Absicht der Publikation verrate und somit eine Täuschung ausschliesse. In der Tat, und dies haben auch unsere Zeitungsmacher als einen Übelstand empfunden, dem sie nach Kräften abzuhelfen beschlossen, Am Sonntag, dem 4, November, plaudert die 'Neue Freie Presse' bereits im, »Hauptblatt« über die Champagnerfirma Moët & Chandon, und sie nennt das Artikelchen »Eine Reiseerinnerung«, die sie unmittelbar nach den Erinnerungen des Herrn Hofrats Staberl jun. und an der Stelle, an der sonst der Satiriker st—g die Leser geißelte, plaziert. Da gibt es kein Entrinnen! ... Freilich, wenn Moët & Chandon die Kräfte für den belletristischen Teil anwerben, werden sie immer noch eine geschicktere Hand zeigen als Bacher & Benedikt.

\* \* \*

## Der Maître de plaisir

»Gabor Steiner, der unermüdliche, unternehmungslustige Maître de plaisir« ... »Nach der Vorstellung wurde Gabor Steiner vom Publikum mehr als ein halbes dutzendmal hervorgejubelt« ... Welchem Wiener Zeitungsleser sollten diese Sätze nicht anheimelnd klingen? So oft der tatendurstige und doch bescheidene Mann, der sich's in den Kopf gesetzt hat, eine neue Bordellkultur nach Österreich zu bringen, auf der Bühne von »Venedig in Wien« dem Applause *widerstrebend* dankte, dankte, weil es seinen Wienern, die ihn zu sehen verlangten, nichts abschlagen kann, haben unsere Schmöcke den Lesern das Bild des unermüdlichen »Maître de plaisir« gezeichnet. Der Wiener *schreit* nach Gabor Steiner; wie der Hirsch nach der Quelle, schreit er nach ihm. So ward uns erzählt. In Wirklichkeit stand Gabor Steiner hinter den Kulissen und hielt schon während des Aktes die Arme vorgestreckt, um sich nach Aktschluß bequem von halbnackten Choristinnen packen und vor das widerstrebende Publikum zerren zu lassen ...

Aber die Gunst der Preßleute ist diesem Freudenspender aus der Gegend von Debreczin treu geblieben, und als »Venedig in Wien« in's Krachen kam, folgte sie ihm in das alte Danzer'sche Orpheum, das er renovierte und in dessen Hallen unter seiner Leitung alle irdischen Wonnen, die Befriedigung allen menschlichen Verlangens zu finden sein sollte. Und am Tage nach der feierlichen Eröffnung wußten in der Tat die Preßleute von »sehr pikanten Kostümen« zu berichten, die vier in einem Tanzdivertissement vorkommende weibliche Offiziere trugen, von »schönen Solo— und Chordamen« und anderen kostbaren Dingen. Dem Zeitungsleser tanzte es nur so vor den Augen: Erstklassiges Varieté—Theater, umgezaubertes Haus, Schmuckkästchen, Elite—Publikum, brausender Jubel, Sandor Jaray, Stühle im Sezessionsstil, Meisterleistung, Blumenspenden, Sternenwelt, kolossale Kostümpracht, vier Lulu, Kielmansegg, Venus auf Erden etc. Wessen Sinne nicht schon durch den Rausch von der Ahnung so vieler Köstlichkeiten benebelt waren, der erfuhr noch zum Schlusse, daß Gabor Steiner eine Rede gehalten hat, in der er tief bewegt »der Presse und dem Publikum für die herzliche Aufnahme, welche dieselben seiner neuen Schöpfung entgegengebracht haben«, dankte.

Nichts zu danken, Herr Steiner! Das Publikum ist eben seinem Maître de plaisir treu geblieben, und die Presse — — welche Überraschung für einen Varietédirektor, wenn er die herzlichen Inserate, die er für gutes Geld einrücken ließ, am andern Tage auch wirklich gedruckt sieht! In punkto Gabor Steiner ist aber tatsächlich die Journalistik aller Parteien und aller Konfessionen einig. Das 'Deutsche Volksblatt', das die Verjudung der Kunst »prinzipiell« bekämpft, will hinter den Orgien, die die liberale Presse feiert, nicht zurückbleiben, widmet dem »weltstädtischen Luxusetablisement« zwei lange Spalten und nimmt der gegnerischen Berichterstattung sogar das interessante Detail weg, daß der »ganze erste Stock, der bisher als Wohnung der Familie Kriebaum diente, in einen Saal umgewandelt wurde, der als eine besondere Spezialität elektrisch beleuchtete Spiegel enthält«. Wie mag in solchem Raume erst die Schönheit der mitwirkenden Damen zur Geltung kommen, die das 'Deutsche Volksblatt' als »feschen Mars«, als »prächtige Diana«, als »niedlichen Amor« rühmt! Von einer sagt der antikorruptionistische Kritiker ausdrücklich, sie habe einen »mudelsauberen Merkur beige stellt, in dessen Gesellschaft das Publikum wohl ohne Unterschied lieber weilen würde, als in der seiner Jünger vom Schottenring«. Das heißt doch animieren! Aber das 'Deutsche Volksblatt' vergißt, daß Herrn Steiners Stammpublikum sich

größtenteils aus den unsauberer Jüngern Merkurs vom Schottenring rekrutiert und daß gerade ihnen Wünsche von der Art des brünstig angedeuteten nicht unerfüllbar zu sein pflegen. Immerhin — Gabor Steiner, der Magus aus dem Osten, ist eine interkonfessionelle Angelegenheit, ein allgemeines Kulturgut. Und er findet unter liberalen und antisemitischen Journalisten seine Preiser, — solange sie bei ihm ihre Preise finden.

Aber die 'Arbeiter—Zeitung', die doch bestrebt sein muß, ihre Scharen einer höheren Kunstgesittung, als der die faulende Bourgeoisie anhängt, zuzuführen, die, wenn sie schon im Inseratenteil Anzeigen von Varietés nicht entbehren kann, im Texte jede Empfehlung eines Genres vermeiden müßte, das neben gehirnmüder Unterhaltung nichts als eine Gelegenheit für Solodamen und Champagnerheben bedeutet? Ja, auch die 'Arbeiter—Zeitung' preist die ewige »Unternehmungslust« unseres Gabor, spricht von »großstädtischen Bedürfnissen«, »packenden Variéténummern«, »glänzender Ausstattung« usw. Ich hätte es der sozialkritischen Gewissenhaftigkeit einer für Proletarier geschriebenen Zeitung zugetraut, daß sie auch all' das Elend erwähnt und all' die Erbärmlichkeit und Erniedrigung, die hinter so viel Glanz und hinter der prompten Befriedigung der »großstädtischen Bedürfnisse« sich zu bergen pflegen. Vielleicht erkennt die 'Arbeiter—Zeitung', deren Berichterstatter hinter dem Tross der Preßknechte eines Variétédirektors einhertrötet, ihre Aufgabe besser, wenn ich ihr den Tag der ersten Gageauszahlung im Orpheum schildere. Drückt Herr Steiner seine Leute? Im Gegenteil! Er überreichte einem weiblichen Mitgliede des Operettenensembles außer dem vertragsmäßig fixierten Gagebetrag noch ein Separathonorar von K 20.—, weil, wie er sich anerkennend ausdrückte, die Dame »täglich nach der Vorstellung im Wintergarten zu finden« sei. Ich weiß nicht, welchen Eindruck diese Ehrung auf jene weiblichen Mitglieder gemacht hat, die nicht, wie jenes Fräulein, das Talent besitzen, auch noch nach der Vorstellung tüchtig zu sein. Aber vielleicht ist es Herrn Steiner gelungen, durch diese Anerkennung vor versammeltem Volke die eine oder die andere der Damen, deren viele gewiß nur um des ehrlichen Erwerbes willen auf der Steiner'schen Bühne zu wirken bereit waren, zur Annahme einer monatlichen Aktivitätszulage von K 20.— zu bestimmen und so die Schar der Lockmädchen des Wintergartens zu vermehren ...

... Künftige Kulturforscher, die an dem Frohsinn einer Zeit ihren Wert messen, werden das Wien Mozarts dem Wien Gabor Steiners an die Seite stellen. Es hat bei uns auch in alten Tagen genug Heiterkeit und genug der Freuden gegeben; aber sie haben sich nicht so laut geäußert. Die heutigen Wiener umtosen Gabor Steiner, sie lernen von ihm ihre Lieder und leben in den Erinnerungen von »Venedig in Wien«. Und mancher, der unstet zwischen Waldmanns Ronacher und Blasels Colosseum sein Nachtleben verbrachte und den Tag pries, an dem er noch die Renovierung des alten Orpheums erleben durfte, wird sterbend als »letzten Willen« die bekannte Forderung aussprechen: »Hinter'm Ofen sitzt 'ne Maus, die muß 'raus! Die muß 'raus!«

\* \* \*

**D**er echte Erfolg des Hawel'schen Stückes »Mutter Sorge« am Jubiläumstheater hat die liberale Clique völlig konsterniert. Die 'Neue Freie Presse' bewahrte Würde und Besinnung und tat das Werk mit zehn perfiden Zeilen ab. Nützt nichts. Der Frage: »Wo bleiben die arischen Talente?«, mit der jeder Tantiemenschmuck das Beginnen des Direktors Müller—Guttenbrunn zu höhen meinte, ist da einmal eine ausgiebige und erfreuliche Antwort erbracht

worden. Der Boden, auf dem eine habgierige Bande durch Jahrzehnte gewüstet hat, reift langsam, aber sicher gute Früchte. Mag dem Blatt der österreichischen Intelligenz, das für den Unflat eines Buchbinder nur Lob und Preis hat, sich von der Würdigung eines Dichterwerkes durch kommunalpolitische Bedenken abhalten lassen: der Beweis ist erbracht, daß ein Literat nicht unbedingt an einem Klubabend der Concordia mit der Tochter eines Ausschußmitgliedes getanzt haben muß, um für ein dramatisches Talent gehalten zu werden.

\* \* \*

**D**ie Oresteia des Aischylos wird nächstens im Burgtheater aufgeführt, und den Wiener Kritikern, die erst vor kurzem als Kenner der spanischen Literatur gegläntzt haben, wird die willkommene Gelegenheit geboten werden, zu beweisen, welch reiches Wissen und wie tiefe Einsicht ihnen auch auf dem Gebiete der griechischen Dichtung eignet. Die Hüter unseres öffentlichen Geschmacks werden in gewohnter Bescheidenheit keine besondere Anerkennung vom Publikum dafür fordern, daß sie sich in dem kurzen Zeitraum zwischen der Ankündigung der Oresteia—Aufführung und der Premiere solch umfassende Bildung zu erwerben wußten. Die Herren Bahr und Hevesi, die ja stets den Dank für ihre Mühen verschmähen, werden wohl so tun, als ob es für sie nur ein Spiel wäre, aus ihren Schätzen an klassischer Weisheit Kleingeld unter die Leserschar zu streuen, die nicht ahnt, wie viel saurer Schweiß der letzten Wochen an diesen Groschen klebt. Nur der Kritiker des 'Wiener Tagblatt' hat seine Leser darauf aufmerksam gemacht, wie viel auch ihm, dem alten Aischylos—Kenner, noch bis zur Aufführung der Oresteia zu tun bleibt. »Ich muß gestehen«, schrieb er am 5. November in einem Feuilleton über den einführenden Vortrag des Herrn Schlenther, »daß ich die von Direktor Schlenther so gepriesene Übersetzung des trefflichen Berliner Philologen Willamowitz noch nicht kenne, noch nicht mit dem Original und den bisherigen Verdeutschungen — Stollberg, Voß etc. — vergleichen konnte.« Der Kritiker des 'Wiener Tagblatt' — er hört auf den Namen Leoster, aber wenn man Pollak ruft, dreht er sich auch um — liest also, man denke, den Aischylos im Original, er hat das Land der Griechen, das Herr Bahr mit der Seele sucht, längst gefunden. Mehr noch: er kennt auch die bisherigen Verdeutschungen des Aischylos. Aber was ist das? Stollberg, Voß etc.? Droysens treffliche Übersetzung haben Kenner uns empfohlen, Donner und Minckwitz, wußten wir, haben sich an den Aischylos gewagt. Wem diese Ausgaben zu teuer waren, der hat wohl nach Hans v. Wolzogens Verdeutschungen gegriffen, den »Agamemnon« vielleicht auch in Wilhelm v. Humboldts Übertragung gelesen, weil Wolzogens und Humboldts Arbeiten in Reclams Universal—Bibliothek erschienen sind. Aber alle jene Übersetzungen scheinen weniger wichtig zu sein, als die von Stollberg und Voß, mit denen der kundige Kritiker des 'Wiener Tagblatt' die Nachdichtung des Herrn v. Willamowitz vor allem vergleichen will. Und just diese waren uns zu unserer Beschämung unbekannt, ja wir hatten nicht einmal den Namen Stollberg bisher vernommen. Mich hat zum Glück der Abdruck des Schlenther'schen Vortrags in der 'Neuen Freien Presse' getröstet. Da standen die folgenden Sätze: »Viele haben sich daran versucht, dieses antike Kleinod in die Schatzkammer unserer nationalen Poesie zu retten. Männer höchsten Ranges und höchsten Wertes sind darunter. Schon Goethes Jugend— und Dichtgenoss, Graf Leopold Stolberg (nicht Stollberg), wagte sich wenigstens an ein Stück der dreiteiligen Dichtung. Dann der Sohn unseres alten lieben Meisterübersetzers Johann Heinrich Voß«. Herr Schlen-

ther hat seine germanistischen Kenntnisse zeigen wollen, und daher hat der Herr vom 'Wiener Tagblatt' seinen Stollberg, Voß etc., die er freilich wohl ebensowenig wie das Original gelesen haben dürfte und die er kaum mit Wilamowitz wird vergleichen können, weil er ihre Übersetzungen nicht leicht auftreiben wird. Ich mußte mir gestehen, daß der Kritiker des 'Wiener Tagblatt' zwar nicht gebildeter und nicht aufrichtiger ist als seine Kollegen, aber dafür ungeschickter.

\* \* \*

## Zwei Kritiker

'Neues Wiener Tagblatt', 3. Nov.: Deutsches Volkstheater. Zum ersten Male: »Die Ahnfrau« von Grillparzer — klug inszeniert und ohne jene lärmende Meinungerei, die bloß die Nerven aufrütteln will; in einer Rolle außerordentlich, in allen durchaus anständig dargestellt. Außerordentlich ist Herr *Kutschera* als Jaromir, und man hat eine wahre Freude zu beobachten, wie dieser Schauspieler, anfangs nur durch sein frisches, resolutes und ungebundenes Wesen wirksam, aber schwer beweglich, unfähig, jemals über sich hinauszugehen, und scheinbar ganz in einer engen Eigenart eingefangen, sich allmählich mit Energie in die Höhe spielt und nach und nach so sehr sich meistern und seine Mittel erweitern gelernt hat, daß er nun schon bis zum Poetischen vordringt; er gehört zu den seltenen Darstellern, die, sich bei keinem Erfolge beruhigend, unermüdlich an sich arbeitend, immer mehr halten, als man ihnen zutraut, und selbst ihre Freunde immer wieder überraschen. Die Bertha gibt das schöne Fräulein *Buché* noch ein bißchen ängstlich, fast ungeschickt in den Bewegungen, aber mit manchmal ungestüm ausbrechendem Talent. — — — —

'Neue Freie Presse', 3. Nov.: Deutsches Volkstheater. Für den »Müller und sein Kind«, dem Laube wiederholt und erst jüngst ein moderner Schriftsteller in diesen Blättern sehr warm das Wort geredet, erschien gestern »Grillparzers Ahnfrau«. — — — Die Bertha gab Fräulein *Buché*, ein schwächeres Talent als Fräulein Wachner, die sie ersetzen soll, aber sehr sympathisch durch schöne Erscheinung und Reichtum der Mittel. Leider steht sie in den Anfängen ihrer Kunst, man sieht den Vortragsmeister in ihrer Mimik, hört ihn in ihrer Rede, die über phonographische Wirkungen selten hinauskommt. — — — Herr *Kutschera* als Jaromir zeigte auch diesmal wie bei den meisten seiner Heldenrollen einen auffallenden Mangel an Steigerungsfähigkeit. Die großen Reden Jaromirs, aus denen so viele geflügelte Worte lebendig blieben und die ein so stürmisches Temperament atmen, klangen fast nur markiert, erst im letzten Akte gewann der Darsteller stärkere Eindrücke; aber auch, was er sonst geboten, erschien staunenswert, wenn man bedenkt, daß er erst vor vier Tagen eine andere Hauptrolle in einem neuen Stücke kreierte, und daß er heuer schon ein halbes Dutzend von Novitäten zu bewältigen hatte. Gewiß eine grausame Überanstrengung eines Schauspielers und eine bezeichnende Tatsache für das herrschende System des Volkstheaters, dem häufig genug Erfolge von Dich-

\*

Im Repertoire des Deutschen Volkstheaters stehen: »Der Star« und »Wienerinnen« von Hermann *Bahr*.

tern und Darstellern zum Opfer fielen.

\*

Vom Repertoire des Deutschen Volkstheaters wurde längst abgesetzt: »Sophia Dorothea«, ein Schauspiel von Friedrich *Schütz*.

---

---

## ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

*Herrn Direktor Schlenther.* Sie haben in der Angelegenheit des abgelehnten Schnitzler'schen Stückes zweifellos recht behalten. Nun sind Sie von dem allen Kennern der Sachlage verständlichen Wunsch beseelt, die Concordia—Mächte zu versöhnen. Sie halten einen Vortrag über die antike Tragödie, dessen Reinertragnis der Concordia zufließt, und sitzen an einem Premierabend des Burgtheaters — man gab »Renaissance« — mit Herrn Siegfried Löwy in der Direktionsloge. Eines oder das andere, Herr Schlenther! Sie werden sich entscheiden. müssen. Entweder Sie beschäftigen sich mit der Antike oder mit einem der übelsten Börsenreporter, die je im Vorzimmer eines Bankinstitutes aufgewachsen sind. Aischylos ODER Siegfried Löwy. BEIDES geht nicht. Sie werden mir sagen, daß Sie den einen nicht gut abschaffen können, weil er als Korrespondent des 'Börsencourier' den Anschluß an Berlin besorgt. Das macht nichts; versuchen Sie es doch. Zur Zeit, da Baron Bezecny, der Gouverneur der Bodencreditanstalt, noch Intendant der Hoftheater war, mußte sich Herr Löwy auch für Theaterangelegenheiten interessieren. Jetzt brauchte man ihm nicht mehr behilflich zu sein, wenn er den Abhub des Kulissenklatsches nach Berlin befördern will. Wenn Sie schon den Mut hatten, ein Stück wie die »Renaissance« von Koppel—Elfeld & Comp. im Burgtheater aufzuführen, so hätten Sie sich bei der Premiere doch nicht dem Publikum zeigen sollen. Am allerwenigsten aber neben Herrn Siegfried Löwy, den selbst Ihr Vorgänger Burckhard in die Direktionsloge einzulassen nicht gewagt hätte. Oder wollten Sie bloß Ihrem Gegner Hermann Bahr, der seit langem um die Gunst des Siegfried Löwy buhlt, einen Schabernack spielen? Ich halte Sie so arger List nicht für fähig. Ein Freund, der Sie oft im Löwenbräu bewundert hat, sagt mir, Sie seien im Grunde eine Siegfriednatur, deren gerader Tumbheit selbst die Gesellschaft einiger Redakteure der 'Neuen Freien Presse', die sich allabendlich zum Stammtisch des Burgtheaters drängen, nichts anhaben kann. Siegfriednatur — meinetwegen. Aber Siegfried—Löwy—Natur?

*Hofrat Uhl.* Alter Frozzler! Weil ich letzthin meinte, daß schon die stereotypen drei Punkte, die Sie mitten im Satz anwenden, Ihre Autorschaft als neuester Sonntagshumorist der 'Neuen Freien Presse' verraten müssen, haben Sie gleich am Tage nach der Enthüllung sich zu vier Punkten entschlossen, ja, in Ihrem letzten »Staberl« die Punkte überhaupt weggelassen. Das wird Ihnen recht schwer geworden sein, da Sie doch seit mehr als vierzig Jahren an die Punkte gewöhnt waren. Wenn man aber vom Liebsten, was man hat, muß scheiden, so sollte man doch wenigstens etwas dabei profitieren, Wenn Sie indes der Meinung waren, daß man Sie jetzt nicht mehr der Autorschaft an den Werken der Herren Staberl und Junius redivivus beschuldigen

wird, so irrten Sie. Das Signalement, das ich Ihrer neuen Tätigkeit mitgegeben, ist reichhaltig. Es bleiben noch Stumpfsinn und geschwätzig Langweile als sichere Erkennungszeichen.

*Leser in Prag.* Sie schreiben: Vier Wochen lang soll sich das Publikum die Berichte über den ekelhaften und uninteressanten Prozeß Hülsner gefallen lassen! Es ist eine Schmach, daß erste Zeitungen in ihrer Sensationssucht tendenziös aufgebauschte Darstellungen eines Mordprozesses in vielen Spalten auftischen dürfen. Ein herabgekommener Mensch, ein Vagabund, dessen Schuld oder Unschuld noch gar nicht erwiesen ist, wird zum unschuldig leidenden Märtyrer gestempelt, mit der Gloriele des rostgebratenen heiligen Laurentius umgeben, und für diesen sonderbaren Heiligen wird flammende Begeisterung gepredigt. Wir armen Prager empfinden das doppelt, weil wir an der Quelle sitzen, also alles aus erster Hand haben. Das 'Prager Tagblatt' z. B. entblödet sich nicht, gleich unter dem Kopfe seines Abendblattes (ein ähnlicher Ersatz für den defraudierten Zeitungsstempel wie das selige Montagsextrablatt der 'Neuen Freien Presse') nach der Aufforderung zum Neuaufabonnement die epochemachende Nachricht als Lockruf zu bringen: Es habe ein AUTOMOBIL angekauft, um die neuesten Nachrichten von Pisek nach Budweis, von dort telephonisch nach Prag bringen zu können und um sie so »noch ins Abendblatt zu bekommen«. Ob sich da nicht das Wort Antisemitismus nach Ihrer Etymologie auch von »Prager Tagblatt« herleiten ließe? — Die Ritualmordschmöcke feiern hüben und drüben Orgien. Auch Wiener Zeitungen haben — über Ersuchen der Prager Kollegin — die Nachricht von dem angekauften Automobil gebracht. Hierbei mag das 'Neue Wiener Tagblatt' bedauert haben, daß es nicht selbst auf die gute Idee gekommen ist, deren Durchführung ihm fast gar keine Kosten auferlegt hätte. Die Sportredaktion hätte bloß eine oder die andere Automobilfabrik um ein Rezensionsexemplar ersuchen müssen.

*Zeichendeuter.* Über die Bedeutung des Ausrufungszeichens in der Stilistik des 'Deutschen Volksblattes' bin ich mir seit langem klar. Es ist ein Detektiv, der jedem nur halbwegs jüdisch klingenden Namen auf dem Fuße zu folgen hat. Eine wuchtigere Waffe im Angriff stellt aber das Fragezeichen dar. Nur für den Ausdruck der bittersten Ironie wird es angewendet. Zum Beispiel: Das 'Deutsche Volksblatt' beschimpft die 'Arbeiter—Zeitung', nennt ihre Kampfweise »gesindelhaft«, spricht von »Antreiberblatt«, »roten Tintenidioten« usw. Der Redakteur fühlt, daß diese Kampfweise nicht minder gesindelhaft sei, bekehrt sich im Nu zur feineren Form der Ironie und sagt: »Daß die ANWENDUNG des erwähnten Paragraphen für den vorliegenden Fall auch nicht annähernd paßt und für denselben gar nicht ANWENDBAR ist, ist dem wahrheitsliebenden (?) Antreiberblatt selbstverständlich egal«. Die Anwendung des Fragezeichens ist in diesem Fall entschieden anwendbar. Es verstärkt den Sarkasmus, der schon in dem Worte »wahrheitsliebend« gelegen ist, und sieht fast wie eine geschwungene Peitsche aus.

*R. K.* Sie fragen, wer Herr NULLUS ist, der seit einiger Zeit das Feuilleton der 'Neuen Freien Presse' unsicher macht? Kein Geringerer als Herr Herzl, der sich aus dem Inkognito des »Kunz« gescheucht fühlt. Der Trieb zum Nichterkanntwerden ist das einzig Löbliche, das man den Mitarbeitern der 'Neuen Freien Presse' nachsagen kann. Aber man erkennt sie doch. Herrn Herzl—Nullus z. B. an den folgenden hübschen Wendungen seines Feuilletons vom 1. November: »Auf dem Dorfe liegt der Friedhof mitten im täglichen Leben« und »Ich lag in einem Sommer an der Meeresküste im Sande«.

*Zeitgenosse.* Über »Barnum in Wien« schreiben die Blätter: »Eine echt amerikanische Idee ist die HEIZUNG des kolossalen Baues mit seinen vielen Gla-



stüren und Fenstern. Die Fachmänner staunten über dieses Vorhaben ...« Die Fachmänner wissen eben nicht, welche gewaltige Kohlentenerung jetzt in Wien herrscht.

*Leser.* Die 'Neue Freie Presse' schreibt in ihrem Abendblatte vom 2. November: »Der Feier wohnten NEBST Tausenden von MENSCHEN der Militär—Attaché von Bülow ... bei«. Ja, und außerdem war noch ein Vertreter der 'Neuen Freien Presse' anwesend ... In dem Bericht über die Eröffnung des Orpheums versichert sie schon mit mehr Grund —, daß der Vorstellung »der Statthalter und seine Gemahlin SOWIE ein sehr elegantes Publikum« beigewohnt habe. Bei ähnlicher Gelegenheit übt auch das 'Deutsche Volksblatt' durch EIN Wörtchen Kritik. »Im Colosseum«, schreibt es, »fand gestern vor einem kleinen Kreis geladener, ABER, distinguirter Gäste eine Vorstellung statt«. Geladen sind nämlich in der Regel die Zeitungsleute.

*Jobber.* Sie behaupten, daß die Börse, wenn sie in poetische Stimmung kommen wolle, die »Börsenwochen« des sonst gemiedenen Herrn GLOGAU in der 'Wiener Allgemeinen' neuestens denen des »Economisten« vorziehe. Der Schüler scheint in der Tat den Meister übertreffen zu wollen. Herr Glogau schrieb kürzlich: »Es weht nach langer Niedergeschlagenheit wieder etwas Hoffnungsluft an der Börse, und man hört aus der Ferne DAS SCHELLENGELÄUTE DES SINKENDEN ZINSFUSSSES, AUS DESSEN BODEN NEUE FRÜCHTE EMPORSCHIESSEN KÖNNTEN.« Herr Benedikt soll, als er diese Fülle von Bildern gewahr wurde, ordentlich Neid empfunden haben. Ihm ist in den Zeiten der poetischen Hausse bloß das bekannte: »Der Zinsfuß ist mit uns! rufen wir mit Gottfried von Bouillon aus« eingefallen.

*Habitué.* Es ist nicht wahr, daß der Theaterkritiker Buchbinder, der selbst Stücke schreibt, bloß die Kollegen Ibsen und Tolstoi heruntermacht. Auch mit Grillparzer hat er neulich — nach einer Volkstheater—Aufführung — ein ernstes Wörtchen geredet. Freilich in seinem Jargon. »Grillparzer ist ein Luxus für diese Bühne. Zwölf Logen starrten leer ins Haus. HAT HERR V. BUKOVICS DAS NÖTIG? — — 'Die Ahnfrau' war es, die gestern so abschreckend auf die Logenbesucher des Deutschen Volkstheaters wirkte. Das Stehparterre entschädigte den Direktor. Es war unheimlich voll. Die Zischabteilung des Deutschen Volkstheaters war gestern eitel Begeisterung. Grillparzer findet also wenigstens Gnade vor dieser strengen Jury. ICH KANN DIE BEGEISTERUNG DES STEHPARTERRES NICHT TEILEN.« Was hält Herr Buchbinder von der »Dritten Escadron« oder »Grubers Nachfolger« im Raimundtheater?

*"Interessant".* Wenn hier Dinge mitzuteilen sind, die nicht schon die Tagespresse gebracht hat, so ist mir die Zuschrift erwünscht.

*Mehreren Fragern.* Die Berechnung in Nr. 55 war vollständig richtig; es sind tatsächlich rund 15 Prozent. Sie übersehen, daß es sich nicht um Zinsenrechnung, sondern um Rentenrechnung handelt. Wenn Sie für ein Darlehen von 100 Gulden nach einem Jahre 120 Gulden zahlen, so haben Sie 20 Prozent Zinsen entrichtet. Wenn Sie aber für ein Darlehen von 100 Gulden zwölf Monate lang 10 Gulden monatlich zahlen, so haben Sie weit mehr als 20 Prozent Zinsen entrichtet.

*K. B.* Was kümmert's denn mich? Ihre Reklamation wäre stichhaltig, wenn Sie das Wortspiel irgendwo VERÖFFENTLICHT hätten. Ob »Mehrere akademische Bürger« zu Ihren Bekannten gehören und eine »Indiskretion« verübt haben, weiß ich nicht. Aber Sie können mich im Ernst nicht der viel ärgeren Indiskretion für fähig halten, Ihnen die Namen der Einsender zu nennen. Ihr Pathos steht in keinem Verhältnis zu dem Gegenstande, an den Sie es wenden. Sie mögen versichert sein, daß der Scherz auch ganz gut einem Anderen, mit dem Sie nie sprachen, eingefallen sein kann.

*Comt. May (Agram)*. Vielen Dank. Ich antworte im nächsten Hefte.

*Pressfeind*. Das Wort rührt von Georg Christoph LICHTENBERG her: »Die Zeitungsschreiber haben sich ein hölzernes Kapellchen erbaut, das sie auch den Tempel des Ruhms nennen, worin sie den ganzen Tag Portraits anschlagen und abnehmen und ein Gehämmer machen, daß man sein eigenes Wort nicht hört.« Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hat sich der Lärm erheblich gesteigert.

*Bücherleiher, Zeitschriftenbettler etc.* Merken Sie:

Mein Büchlein kaufte sich ein Musensöhnchen,  
Von dem es dann der Herr Professor lieh.  
Dann bei acht Damen zirkuliert' es, die  
Besitzen sämtlich so ein halb Milliönchen.  
Drauf kam es zum Präfekten vom Kantönchen,  
Der eifrig liest geborgte Poesie;  
Und die Beamten dann, wie rissen sie  
Sich um das Buch! Ein wahres Sensatiönchen!  
Der Letzte, der es las von diesen Braven,  
Schickt' es nach Syrakus an seine Holde,  
Die sandt' es nach Turin an einen Grafen.  
Der sagt mir heut: »Sie bringen was zustande!  
Man wiegt Ihr Buch ja förmlich auf mit Golde.«  
Spitzbuben! Einen Franc die ganze Bande!

(Amicis—Heyse.)

---

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **K a r l K r a u s.**  
Druck von **Moriz Frisch**, Wien, I., Bauernmarkt 3.